

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 19 (1977)

Nachruf: Totentafel

Autor: Schweri, Ernst / Keller, Erna / Meisser, Leonhard

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

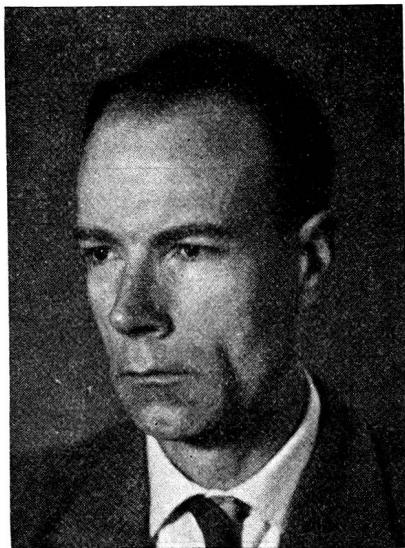
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Totentafel

Musiker Willy Byland



Die bestürzend traurige und unfaßliche Nachricht vom Tode Willy Bylands erfuhr ich anlässlich einer Ligia-Grischa-Probe in Ilanz am letzten Auffahrtstag. In ihm verlor ich einen Menschen und Künstler, den ich liebevoll verehrte. Von Freundschaft zu reden, das wäre sicher anmaßend — die verband ihn mit meinem Vater. Vielleicht war ich ihm auch manchmal etwas wesensfremd in musikalischen Belangen. Im Menschlichen aber, das durfte ich oft und deutlich spüren, begegnete mir Willy Byland mit warmherzigem Wohlwollen und unerhört selbstloser *Hilfsbereitschaft*. Echte Kollegialität ist schwierig zu leben, darum vermutlich so selten und doch — etwas einmalig Erstrebenswertes! Willy Byland lebte sie uns *beispielhaft* vor.

Nicht nur für mich persönlich, auch für das Churer Musikleben hinterläßt dieser sensible Künstler eine schmerzliche Lücke. Sei es als Musikpädagoge, sei es als Orchestererzieher und Dirigent.

Ich habe noch ganz wache Erlebnisse in meinem Gedächtnis als Mit-

spieler der Cellogruppe «seines» Churer Orchestervereins: Etwas vom Wertvollsten ist mir die Erinnerung an seine Gestaltung von W. A. Mozarts «Prager Sinfonie». Ebenso deutlich aber erinnere ich mich auch an seine eminente wache, lebendige Unterstützung als Konzertmeister. Auch hier war seine künstlerische Ausstrahlung eindeutig spürbar. Beim Dirigenten wie beim Geiger bewunderte ich das harmonische Gleichgewicht von Geschmack, Intelligenz, Empfindungswärme und Formkraft. Äußerliches Temperamentsgeprotze war ihm zuwider, ihm kam es auf das wahre geistige Feuer an — etwa im Sinne Beethovens: «Feuer soll die Musik dem Manne aus dem Geiste schlagen» ...

Als Musikpädagoge verstand es Willy Byland, liebevolle Geduld mit verantwortungsbewußter Beharrlichkeit zu verbinden. Seine Schüler liebten ihren Lehrer, auch die unbegabten und bequemen! Und damit kommen wir zum Wesentlichsten, zum Schönsten, das wohl über einen Menschen ausgesagt werden kann:

Alle seine bedeutenden geistigen und künstlerischen Gaben wurden irgendwie «überstrahlt» von seinem feinen, tief liebenswerten Wesen, von einer einmaligen menschlichen Noblesse.

Die dankbare Erinnerung an den Musiker und Menschen Willy Byland wird in allen, die ihm in irgendeiner Form begegnet sind, noch lange wach bleiben.

Ernst Schweri

Christine Zulauf



Am 9. Dezember 1975 durfte Christine Zulauf im Pflegeheim Thusis still einschlafen.

Die Familie Zulauf lebte mit ihren 5 Kindern in Pfäfers. Christine als Jüngste neben 2 Brüdern und 2 Schwestern war ein träumerisches,

stilles Kind. Der Vater arbeitete in der Verwaltung der Anstalt St. Pirminsb erg. Die Mutter führte ein Kolonialwarengeschäft nebst der Stelle einer Posthalterin. Der Vater war ein stiller Mann, die Mutter eine energische, tatkräftige Frau. Sie hielt die Kinder früh zur Mithilfe und zur Arbeit an, sie sang viel mit ihnen. Beide Eltern setzten sich stets für die Dorfgemeinschaft ein.

Christine besuchte mit Freude die Primarschule in Ragaz und die Sekundarschule in Maienfeld. Nach einem Welschlandjahr sollte die junge Tochter die Haushaltführung gründlich lernen. Sie trat in die Haushaltungsschule Chur, damals im Hause Simmen auf dem Sand, ein. Das Fach Gesundheitslehre interessierte sie ganz besonders. Die Vorsteherin und Lehrerin, Fräulein Else Müller, wußte Christine Zulauf mit ihrem lebendigen Unterricht zu fesseln. Hier reifte

der Entschluß, Haushaltungslehrerin zu werden. Während der Seminarzeit am Zeltweg in Zürich lernte sie Didi Blumer, die spätere Gründerin und Leiterin des «Heim» in Neukirch an der Thur, kennen. Beide jungen Haushaltungslehrerinnen unterrichteten nach Abschluß der Ausbildung im Kanton Glarus — Didi Blumer in ihrem Heimatort Schwanden, Christine Zulauf in Riedern/Glarus. Beide setzten ihren Vorsatz, dem Volke zu dienen, in die Tat um. Die damaligen Kochbücher entsprachen nicht den fortschrittlichen Anschauungen der beiden jungen Lehrerinnen. Rezepte zu diktieren beanspruchte zu viel kostbare Unterrichtszeit. Sie entschlossen sich kurzerhand, eine eigene Rezeptsammlung herauszugeben. Die «222 Rezepte für die einfache Küche» dienten während Jahrzehnten unzähligen Schulklassen der ganzen Ostschweiz als Lehrmittel und fanden Anklang bei den Müttern.

Eine kurze Stellvertretung an der Haushaltungsschule Zeltweg in Zürich zeigte Christine Zulauf, daß sie das Landleben der Stadt vorzog. Sie übernahm den hauswirtschaftlichen Unterricht in Baden. Von dort aus durfte sie sich während einiger Zeit der Kinder annehmen, die im Ferienheim der Gemeinde Baden auf dem Hasenberg lebten. Hier konnte auch die gesundheitlich geschwächte Lehrerin erstarken. Die Schulkommission der Koch- und Haushaltungsschule Chur suchte im Jahre 1912 eine neue Leiterin und ermunterte Christine Zulauf, sich zu melden. Sie wurde nun die Nachfolgerin ihrer früheren Lehrerin, Fräulein Else Müller. Die junge Vorsteherin beabsichtigte, während 3 Jahren zu prüfen, ob dies ihre Aufgabe sei. Die Arbeit, die sie aus Pflichtgefühl übernommen hatte, wurde ihr zur Freude und erfüllte sie immer mehr. Sie wurde zu ihrem Lebenswerk. Der Anfang war sehr schwer. Das bisher kleine Schulgebäude an der Loestraße stand im Umbau, es mußte vergrößert werden. Es fehlten vor allem Schulzimmer, da nun auch die Klassen der früheren Frauenarbeitsschule Platz finden mußten.

Christine Zulauf berichtet in ihrer Schrift zum 50jährigen Jubiläum der Schule: «Im Jahre 1913 wurde uns die Durchführung des hauswirtschaftlichen Unterrichtes an der Sekundarschule übertragen. Es wurden vom Gemeinnützigen Frauenverein organisierte Volkskochkurse von der Dauer von 4 Abenden durchgeführt. Man beteiligte sich an Ausstellungen, richtete kurzfristige Kurse ein für „feine Handarbeiten“, Metallklopfen, Kerbschnitt, Tief- und Flachbrand und stellte leihweise Lokale zur Verfügung für private Kurse der Spitzenschule Coppet.»

Die Regierung des Kantons Graubünden erkannte die zielstrebige Arbeit, die in der Schule geleistet wurde, und übergab ihr 1917 die Ausbildung der Arbeitslehrerinnen. Die Vorsteherin wurde nebenamtlich zur kantonalen Inspektorin für Handarbeit und Hauswirtschaft ernannt. Dadurch erlebte Christine Zulauf das Wirken der Lehrerinnen in den Gemeinden und sah im Kontakt mit den Frauen, was in den Dörfern not tat. Sie stellte Antrag, die Ausbildungszeit von 4 Monaten auf 6 Monate und im Jahre 1926 auf 1 Jahr zu verlängern. 1934 führte sie zusätzlich einen 2jährigen Kurs ein mit einer größeren Zahl von theoretischen und praktischen Fächern. Die besonderen Anliegen waren Christine Zulauf Gesundheitslehre und Erziehungslehre. Sie unterrichtete selber in diesen Fächern, um den Kandidatinnen das mitzugeben, was ihr im Sinne der Volksbildung so wichtig war. Ihr Ernst und ihre Begeisterung rissen die Schülerinnen mit. Sie trugen die Erkenntnisse hinein in ihre Schulen und später in ihre Familien. In dieser Art erfüllte sich der Wunsch von Christine Zulauf, die Arbeits- und die Hauswirtschaftslehrerinnen sollten Wesentliches ausstrahlen in ihren Gemeinden. Durch den Einblick in die Dörfer erkannte sie, was wichtig war für die Bündner Mädchen. Das Fach Hauswirtschaft und Kochen wurde in den Gemeinden eingeführt. Nun mußten die nur gelegentlich stattfindenden Ausbildungskurse für Haushaltungslehrerinnen ab 1921 fortlaufend geführt werden.

1924 erließ die Vorsteherin eine Umfrage bei den Müttern in den Gemeinden und erkannte auf Grund der Antworten die Notwendigkeit der Einführung der Berufsberatung für Mädchen. Die neu geschaffene Stelle wurde der Frauenschule eingegliedert und von Fräulein Jula Heuß geführt.

1934 eröffnete die Frauenschule das Atelier zur Ausbildung von Damen-schneiderinnen. Damit ergab sich Gelegenheit, außer Kleidern auch Arbeits- und Festtagstrachten zu nähen.

Die Begeisterung für das Handweben und die Anschaffung von Webstühlen warf in der Schule große Wellen, brachte aber auch viel Kampf. Christine Zulauf nahm Verbindung auf mit Herrn Dr. Laur vom Schweiz. Bauernsekretariat und organisierte Webkurse. Damit wurde einerseits eine Tradition in den Dörfern wieder aufgenommen, daneben eine Verdienstmöglichkeit für die Frauen geschaffen. Die nun errichtete «Zentralstelle für Heimarbeit» wurde in der Schule geführt, bis das Arbeitspensum zu groß wurde. Aus der Zentralstelle entwickelte sich das Bündner Heimatwerk.

Weiter erging an die Schulleiterin der Auftrag, in der Schule die Ausbildung von Köchinnen für Hotelbetriebe aufzubauen. Die Schwierigkeiten waren groß, doch Christine Zulauf sah in dieser Aufgabe die Möglichkeit, auch im Gastgewerbe für eine gesunde Ernährung zu wirken. In Chur waren keine Räumlichkeiten zu finden. Man richtete sich in Bever ein, bis 1942 das früher erworbene Haus Vogelsang umgestaltet und eine Hotelküche eingebaut werden konnte. So war es möglich, die von den Schweiz. Verbänden für das Gastgewerbe und den Spitätern verlangten reorganisierten Kurse weiter, wie gewünscht, in der Frauenschule zu führen.

Nochmals kam eine Ausdehnung der Schule: die Heimpflegerinnenkurse. Christine Zulauf sagte auch dazu ja, wieder im Hinblick auf den Dienst an den Familien. Es war die erste Heimpflegerinnenschule in der Schweiz, also eine doppelt große Aufgabe.

Alle Ausbildungen, von der Haus- haltungs- und Frauenarbeitsschule bis zu allen Berufsausbildungen, verlangten immer neue Anpassung der Gebäude. Auch hier zeigte Christine Zulauf den Willen, die Schule so zu gestalten, daß das Gelernte auch im kleinen Bergdorf anwendbar ist. Die alljährlichen Schulausstellungen führten den Besuchern sehr bewußt volkswirtschaftliche Probleme vor Augen.

Die Davoserin Fräulein Elsa Buol, damals in Genf, regte Christine Zulauf an, junge Bündnerinnen zusammenzurufen und mit ihnen aktuelle Fragen zu diskutieren. Die Anregung fiel auf fruchtbaren Boden und wurde mit gleichdenkenden Frauen besprochen. So entstand 1919 die «Vereinigung junger Bündnerinnen» mit dem Ziel, die Mitglieder für das Geschehen in Gemeinde und Staat und für die Erhaltung und Förderung kultureller Werte zu interessieren und zu aktivieren. Die Zusammenarbeit mit den Frauen war fruchtbar und beglückend und führte zum größeren Zusammenschluß, zur Frauenzentrale Graubünden, also der Zusammenarbeit der verschiedenen Frauenvereine und damit auch zu Kontakt mit den Frauen anderer Kantone.

Mit unvermindertem Einsatz wirkte Christine Zulauf in Schule und Kanton bis zu ihrer Pensionierung im Frühling 1947. Sie zog nun mit ihrer langjährigen Mitarbeiterin und Freundin in ihr schön eingerichtetes Haus nach Sarn am Heinzenberg. Sie arbeitete hier sehr viel zusammen mit den Bäuerinnen von nah und fern.

In den Jahren in Sarn wurde deutlich sichtbar, wie vielen Menschen Christine Zulauf Wesentliches mitgegeben hatte. Nicht allein das Fachliche zählte nun, sondern das in allen Lebenslagen errungene Geistige. Die Mitarbeiterinnen dankten ihr für alle Konsequenz und für ihr Vorbild. Die ehemaligen Schülerinnen erinnerten sich an die Wegleitungen in den Unterrichtsstunden und in der Schulgemeinschaft.

Fast drei Jahrzehnte durfte die tägliche Frau in der «Oberen Mühle» in Sarn leben, bis das Allein-Wohnen zu schwierig wurde. Im «Rigahaus» fanden die vielen Bekannten und Ehe-

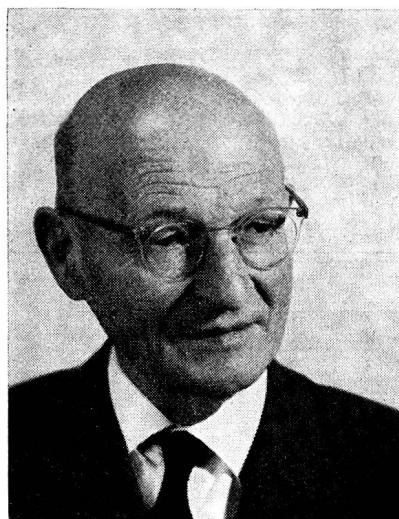
maligen wieder den Weg zu ihr. Sie war dort täglich beschäftigt mit ihrem Spinnrad, und manche Besucherin durfte bei ihr die beruhigende Betätigung lernen.

Ihren 90. Geburtstag feierte die Jubilarin im Pflegeheim Thusis. Es war immer ein Erlebnis, die früher unentwegte Kämpferin still und dankbar für jeden Dienst anzutreffen. Ihre tief religiöse Gesinnung wurde im Alter immer mehr spürbar.

Als Nachfolgerin von Christine Zulauf erlebte ich ihr großes Werk ganz besonders stark. Sie hat viel Pionierarbeit geleistet und keinen Kampf gescheut. Neben aller Tatkraft durfte aber der Mensch nie zu kurz kommen, weder bei ihr selber noch bei ihren Mitmenschen. Ihre Schülerinnen wollte sie bilden, nicht allein ausbilden.

Erna Keller

Dr. Ulrich Christoffel



Am 22. Dezember 1975 starb im Churer Kreuzspital der Kunsthistoriker Dr. Ulrich Christoffel im Alter von 85 Jahren nach langer, mit bewundernswerter Haltung ertragener Krankheit.

Ulrich Christoffel kam am 28. Januar 1891 als jüngster Sohn des Weinhändlers Martin Christoffel und der Kathinka geb. Olgati als Bürger von Trins und Chur zur Welt. Die Badrutthäuser und später das neu erbaute Haus des Vaters an der Engadinstraße waren der Schauplatz seiner Kindheits- und Jünglingsjahre. In anschaulicher Schilderung hat er nach bestandener Matura Rückschau auf seine Jugendzeit und seine Erlebnisse als Schüler gehalten. Schon früh entwickelt sich sein Hang zu

kritischer Reflexion, zu aristokratischer Geisteshaltung des Einzelgängers. Die stolze Devise des römischen Dichters «odi profanum vulgus et arceo» will er zur seinigen machen. Freundschaft ist für ihn das erstrebenswerteste und wertvollste aller Güter. Große, tiefe Freundschaften haben ihn denn auch durch das ganze Leben begleitet. In Dankbarkeit blieb er seinem Deutschlehrer an der Kantonsschule, Paul Brunner, bis zu dessen Tode verbunden, der ihn in die Zauberwelt von Sprache und Dichtung eingeweiht hatte. Otto Tanner wußte ihn für die Meisterwerke der französischen Klassik zu begeistern. Im Unterricht von Jakob Ragaz bewunderte er den weiten Horizont in der Darstellung geschichtlichen Geschehens. Diese frühen Anregungen blieben nicht ohne Einfluß auf den Stil des werdenden Schriftstellers.

Die nachfolgenden Zeilen mögen verstanden werden als Ausdruck der dankbaren Erinnerung an unseren Freund und als Hinweis auf mir als besonders bedeutsam erscheinende Stationen in seinem mit Leidenschaft der Kunst gewidmeten Leben, ohne jede Prätention in der Beurteilung seiner schriftstellerischen Werke und Thesen. Seine Bücher und Aufsätze sind eine in sich geschlossene persönliche Welt universellen Wissens und voll tiefer Kunsterfahrung. Sie werden, so ist zu hoffen, eines Tages von einem Fachgelehrten gewürdigt

und in die Epoche eingeordnet, in der und für die sie geschaffen wurden.

Eine Reise nach Deutschland in Gesellschaft seines Bruders Rudolf, eine erste Begegnung mit Wagners Musikdrama stehen am Ursprung seiner Hinneigung zu deutscher Kultur und Kunst. Im ersten Basler Semester ist er beeindruckt von Ernst Heidrichs, des Diltheyschülers, Vorträgen über altdeutsche Kunst. Der Themenkreis lässt ihn nicht mehr los und findet 1928 in dem Buch «Die deutsche Kunst als Form und Ausdruck» eigenwillige Deutung. In Basel vertauscht Christoffel endgültig das Fach der Germanistik mit dem Studium der Kunstgeschichte. Es folgen Semester in Berlin, wo er unter anderem Vorlesungen des Philosophen Karl Joel belegt. Von Berlin wendet er sich nach München, dem Mekka aller traditionellen deutschen Kunstabübung und -lehre jener Zeit. 1917 besteht der junge Gelehrte die Doktorprüfung als Schüler von Heinrich Wölfflin. Seine Arbeit war dem schriftlichen Nachlaß von Anton Raffael Mengs gewidmet. Heinrich Wölfflin, der in seinen Augen nicht allein Forscher, sondern vor allem Künstler und Philosoph war, blieb Christoffel zeitlebens in großer Verehrung und Dankbarkeit verbunden. Eine Bildniszeichnung nach dem großen Gelehrten von Hermann Hubacher begleitete ihn bis in seine letzte Studierstube. Wölfflins Buch «Die kunstwissenschaftlichen Grundbegriffe» mit dem Gegensatzpaar des «Malerischen» und «Zeichnerischen» war das große Ereignis jener Jahre und wirkte erhellend auf das Denken der Künstler und Forscher.

Eine Wölfflinsche Vorlesung über die Romantik begeisterte Ulrich Christoffel so sehr, daß er es unternahm, ein Buch über die «Romantische Zeichnung» zu schreiben, seine erste größere Publikation (1920). Darin beschwört er die Märchenwelt der Malerdichter Cornelius, Moritz von Schwind und Ludwig Richter, um nur einige zu nennen, und macht sich mit zarter Einfühlung zum Anwalt einer Kunstrichtung, die nach seiner Ansicht in den Tagen des die Kunstszenen beherrschenden Expressionis-

mus allzusehr in Vergessenheit geraten war. In der Staatlichen Graphischen Sammlung in München fand er reiche Gelegenheit, sich aufs gründlichste für seine Untersuchungen vorzubereiten. In diese Jahre fallen auch seine ersten, von Wilhelm Hausenstein angeregten kunstkritischen Berichte in den «Münchener Neuesten Nachrichten». In den folgenden Jahren wirkt Christoffel als Assistent am Kupferstichkabinett des Basler Museums und als Kunstreferent der «Basler Nachrichten».

1920 verehelichte er sich mit Grete Reinecke, die mit ihm Vorlesungen Wölfflins und Karl Voßlers, des «Grandseigneurs der Romanistik», besucht hatte. Die Verbindung mit der feingebildeten, sprachbegabten, frohmütigen Bremerin war für unseren Freund ein Glücksfall sondergleichen. Das gastfreundliche Heim der Christoffel wurde bald zu einem Treffpunkt der besten Geister, Maler, Gelehrter, Musiker, Dichter. Da gingen Eberhard *Hanfstaengl* und Ricarda *Huch* aus und ein. Ein geistvoller Briefwechsel mit der Dichterin aus späteren Jahren ist erhalten.

In Basel entdeckt Christoffel, wie es nur natürlich ist, seinen Holbein. Als reife Frucht der Zwiesprache mit den Bildern des Meisters entsteht der «Holbein» (1927). Mit diesem bedeutenden Werk habilitiert er sich 1928 an der Münchener Technischen Hochschule. Er bleibt aber nur kurze Zeit im Lehramt und folgt einem Ruf an die Redaktion der «Neuen Zürcher Zeitung». Hans Trog hat ihn zu seinem Nachfolger erkoren. Christoffels sehr persönliche, kompromißlose Stellungnahme zu lokalen Kunstereignissen, seine gelegentlich apodiktischen Urteile fanden nicht eitel Zustimmung. Enttäuscht verläßt er Zürich und die Schweiz und begibt sich vorerst für 9 Monate nach Spanien, wo er Anregung und Inspiration für einige seiner Hauptwerke findet. Die stolze Reihe wird eröffnet mit dem Buch «Das alte Spanien». Es ist ein Meisterwerk umfassender Darstellung von Geschichte, Literatur, Malerei, Charakter und Brauchtum eines alten Kulturvolkes. Christoffel ist ebenso sehr Kultur- wie Kunsthistoriker. Er

ist überzeugt, «daß ein Bild, das man nicht in sein Milieu einfügen kann, in eine geschichtliche Situation, doch im Leeren hängt».

Im Prado, wo die Meisterwerke Tizians und des Velásquez in königlicher Pracht versammelt sind, befragt er lange und eindringlich die Originale. In seiner «Welt der Großen Maler» und seinem «Tizian» erklingt das vielstimmige sprachliche Echo dieser überwältigenden Erlebnisse reinen Schauens.

Von Spanien führt der Weg unserer Freunde nach Deutschland zurück. Es entstehen kleinere Schriften in ununterbrochener Schöpferlaune, wie die «Deutsche Innerlichkeit». Als ständiger Mitarbeiter der Zeitschrift «Die Kunst» verfaßt Christoffel zahlreiche Aufsätze, geboren aus der Fülle seiner umfassenden Kenntnisse.

1945 kehren Christoffels endgültig in die Schweiz zurück. Anfänglich lassen sie sich im Schloß Haldenstein nieder. Von 1950 bis zum Tode von Grete Christoffel wohnen sie im Stuppishaus an der Masanserstraße, dessen harmonische Ambiance wieder ganz nach ihrem Sinn ist. Im Hause seiner lieben alten Freunde Weber-Zimmerlin findet er seine letzte, wohlbehütete Arbeitsstätte.

In der Stille des Gartensaals von Schloß Haldenstein ist in beschwingtem Gedankenflug das Buch über Delacroix entstanden. Es war die Verwirklichung eines alten Wunsches, «dem Aristokraten» unter den französischen Malern ein Denkmal zu setzen. Delacroix, der Freund und Porträtißt Chopins, erfüllt vom Geist Vergils, Goethes und Byrons, schuf ein Werk, in welchem Christoffel sein Ideal der Malerei ganz erfüllt sah: romantisch im Stoff, klassisch in der Form, malerisch im kostbaren Zusammenklang der Farben, musikalisch im bewegten Duktus der Komposition. Über das Verhältnis der Musik zur Malerei und umgekehrt hat Christoffel viel nachgedacht, war er doch selbst ein grundmusikalischer Mensch. In München, seiner Wahlheimat, traf man ihn oft im Konzertsaal und noch häufiger in der Oper. Mozart und Wagner, dessen Tristan er über alles liebte, waren ihm völlig vertraut. Die

Musik zum Rosenkavalier bedeutete ihm immer neue Beglückung in der sublimen Übereinstimmung von Text und Partitur. Er bewunderte Richard Strauss auch als unvergleichlichen Interpret von Mozarts.

In Haldenstein gelingt Christoffel ein weiterer großer Wurf: das Buch über die französische Malerei «Von Poussin bis Ingres und Delacroix». In tiefsinngem, schwärmerischen, nicht immer leicht verständlichen Gedankengängen umkreist er das Thema der Spiritualität in der französischen Malerei. Er ist hingerissen von Poussins klassischer Bilderfindung, von Claude Lorrains erhabener Landschaftskunst, verliebt in Watteaus festlich graziöse Parkszenen. Er nimmt die schöpferische Kontinuität wahr, die in der Malerei Frankreichs wirksam ist. Von Poussin über die Brüder Le Nain zu Chardin, Corot und Cézanne oder etwa von Poussin über Fragonard, Boucher, Delacroix bis Renoir. Ein in der Materie sehr erfahrener Kritiker (Hans Naef) äußerte sich über dieses Buch, indem er bekannt: «... daß Christoffel ein ungemein intensives und feines Empfinden für die Magien malerischer Schönheit besitzt. Ich möchte sein Buch als einen Aufenthalt in jener Welt beseligenden Schauens empfehlen, welche dem Geist in der großen französischen Malerei aufgetan ist.»

Ebenfalls in Haldenstein bringt Christoffel seine Untersuchungen über die symbolistische Kunst zum Abschluß in seinem Buch «Malerei und Poesie», einem Werk voll souveräner Einblicke in das literarische und künstlerische Geschehen des neunzehnten Jahrhunderts. Es findet sich da eine herrliche Betrachtung über Caspar David Friedrich, geschaffen aus subtilster Einfühlung in diese Kunst voller Geheimnis.

Daß Christoffel auch die *Antike* und die Kunst *Italiens* aus vertiefter eigener Anschauung kannte, ist nicht verwunderlich. Im Jahre 1928 hielt er sich längere Zeit in Griechenland auf. Eine Schrift «Von der griechischen Antike zur deutschen Romantik» würdigte die Winckelmannsgesellschaft mit der Verleihung der Ehrenmitgliedschaft. Ein Band «Die Pasto-

rale» schildert liebevoll das Fortleben antiker Motive in Italien. Das letzte Werk unseres Freundes, «Italien im ersten Jahrtausend», ein gigantisches Unternehmen, das ihn seit 1960 beschäftigte und lange Aufenthalte in Rom erforderte, ist leider Fragment geblieben.

In dem «Buch der Maler» hat er in äußerst konzentrierten Texten Biographien von 250 Malern verfaßt. Die Clichés des Bilderteils sind bei einem Bombardement verlorengegangen. Im Auftrag des Schweiz. Alpenclubs erschien zu dessen Jahrhundertfeier «Der Berg in der Malerei», eine anschauliche Übersicht künstlerischer Darstellung der Bergwelt von der Antike bis in unsere Zeit.

Monographien widmete Christoffel dem Bildhauer Alexander Zschokke, den Malern Feuerbach, Lauterburg,

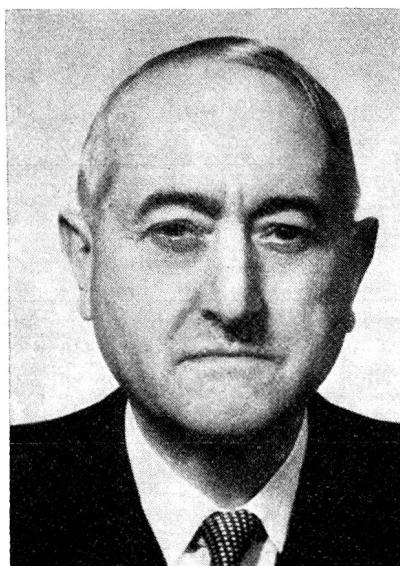
Maria Baß und Werner von Houwald.

Während einiger Jahre amtierte Christoffel als Konservator des Bündner Kunsthause. In der Reihe seiner Veranstaltungen hatte eine Ausstellung von Cuno Amiet besonderes Gewicht. Seine Mitarbeit bei der «Neuen Bündner Zeitung» war vornehmlich zeitgenössischem und bündnerischem Kunstschaften verpflichtet. Vielen Kunstreunden war er anlässlich akademischer Reisen ein kenntnisreicher munterer Cicerone, der seine Begeisterung auf die Begleiter übertrug, deren ungeteilte Aufmerksamkeit er allerdings voraussetzte.

In unserer Erinnerung wird die lebensfrohe Gestalt unseres Freundes eins mit seinem Werk, das für jeden, der es still befragt, eine Fülle schöner Gedanken und edler Bilder bereithält.

Leonhard Meisser

Direktor Hans von Sprecher



Der meisten Menschen Leben wird weitgehend von den Geschehnissen der Zeit beeinflußt, in welche sie hineingestellt wurden. Das ist um so mehr der Fall, als die Tätigkeit des Einzelnen von gesellschaftlichen, sozialen und namentlich auch wirtschaftlichen Ereignissen geprägt wird.

Hans von Sprecher wurde im Jahre 1881 geboren und verschied am 8. Ja-

nuar 1976 in Chur 94jährig. Sein Leben umfaßte damit beinahe ein Jahrhundert, und welche Zeit des Wandels! Soziale Verhältnisse, Lebenseinstellung des Menschen und das tägliche Leben selbst waren schon vor dem ersten Weltkrieg 1914—1918 völlig andere als im späteren Verlauf des zwanzigsten Jahrhunderts. Hans von Sprecher hat noch ein gutes Stück dieser alten Zeit erlebt. Die Jugendjahre verbrachte er in Parpan, seit Geburt schon als Halbwaise des Vaters, der dort einen Hotelbetrieb geführt hatte; dann besuchte er in Chur die Mercantil-Abteilung der Bündner Kantonsschule und machte anschließend eine kaufmännische Lehre bei der damals aufkommenden Privater Bank für Graubünden durch. Den folgten zur praktischen Ausbildung je drei Jahre Aufenthalt in Paris und auf einer Bank in London.

Dann begann 1908 die langjährige Tätigkeit von Sprechers bei der Graubündner Kantonalbank. Schon nach drei Jahren wurde er im Alter von 30 Jahren Direktionssekretär und Personalführer, 1934 nach einem Vierteljahrhundert weiterer Tätigkeit auf de

Bank deren Vizedirektor. Schon damals gehörte die Graubündner Kantonalbank mit einer Bilanzsumme von über einem Drittelpiastern Milliarden Franken und einem jährlichen Gesamtumsatz von ca. zwei Milliarden Franken (bei höherem innerem Geldwert als heute!) zu den größeren Kantonalbanken der Schweiz und nahm im Kanton Graubünden eine volkswirtschaftlich dominierende Stellung ein. Das Institut blieb jedoch im Gegensatz zu den allermeisten Banken ähnlicher Bedeutung noch lange bei einer Einmanndirektion, weswegen der (damals auch einzigen) Vizedirektor und den weiteren Chefbeamten bedeutende Aufgaben und Verantwortung zukamen. Hans von Sprecher wurde schließlich von 1946 bis 1949 verdientermaßen Direktor dieser Bank.

Seitdem ich 1937 als Rechtskonsulent auf die Graubündner Kantonalbank berufen wurde und diese 1950 als deren Vizedirektor verließ, hatte ich Gelegenheit, den Verstorbenen im steten täglichen Kontakt näher kennenzulernen. Hans von Sprecher zeigte sich als gewiefter Bankfachmann, dem ein ausgezeichnetes kaufmännisches Talent angeboren war. In der besonderen Tätigkeit als Personalchef während rund 35 Jahren erwies er sich als sehr geschickt in der Auswahl des Personals sowie gerecht in der Ausübung seiner Führungs- und Aufsichtspflichten. Fortschrittlich gesinnt, leistete Hans von Sprecher auch als Präsident der Personalkommission auf dem Gebiete der Personalfürsorge Bedeutendes. Die stark gewandelten Verhältnisse machten seine Aufgabe nicht immer einfach, so daß unter seiner Ägide steter Arbeitsfriede herrschte; trotz zweier Weltkriege brachen keine ernsten Arbeitskonflikte aus.

Hans von Sprecher hätte in bedeutendem Maße mitgeholfen, unsere Kantonalbank zur Blüte zu bringen. Für die Führung der Bankgeschäfte waren dann aber die Vorjahre des zweiten Weltkrieges, die Kriegs- und die unmittelbaren Nachkriegsjahre wohl die schwersten, welche die Graubündner Kantonalbank je belasteten. Nicht nur speziell die Hotellerie, sondern seit Mitte der dreißiger Jahre auch die Bauernschaft steckten in ei-

ner Krise. Der tatkräftige und energische Vorgänger Hans von Sprechers, Direktor Johann Martin Niggli, hatte bei den von der Eidgenössischen Bankenkommission veranlaßten Maßnahmen mit Erfolg und Opfern versucht, die Einbrüche der Krisenzeit zu meistern und auch die Zukunft der Bank sicherzustellen. Damit das Institut über diese schwierigen Zeiten hinwegkomme, bedurfte es des täglichen Einsatzes aller, der Direktion, der Chefbeamten und des Personals. In dieser Zeit bewältigte auch Hans von Sprecher ein besonders großes Pensum. Es bestanden aber jahrelang zahlreiche Probleme komplexer Art. Die Bilanz der Bank war in bekannter Weise durch bedeutende Hotelengagements, übernommenen Eigenbesitz und Bindung an Hotelgesellschaften belastet. Es hatte der Umorganisation zahlreicher Betriebe unter Gewährleistung ihrer Wirtschaftlichkeit bedurft, ebenso des Abstoßens übernommenen Bankbesitzes usw. Zusätzlich brachten Devisen- und Clearingfragen zahlreiche neue Probleme rechtlicher und kaufmännischer Art. In allen diesen Fragen erwies sich der Verstorbene als einsichtsvoller Bankleiter. In jenen Jahren bewältigte Hans

von Sprecher ein besonders großes Pensum.

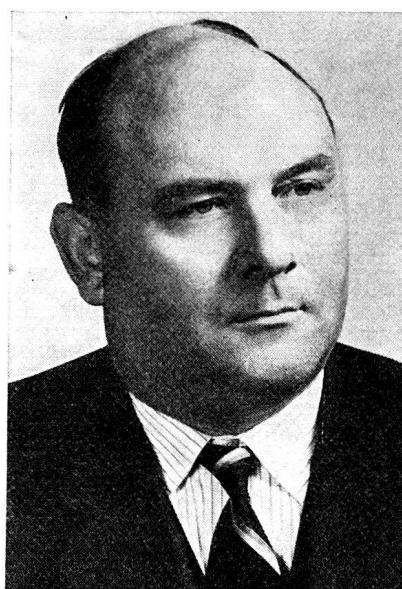
Auf der anderen Seite mußten die laufenden Bankgeschäfte weiter gepflegt werden. Hierbei verfügte Direktor von Sprecher über eine langjährige Erfahrung im Bankfach, namentlich in den vielfältigen Handels- und Börsengeschäften, der Anleihen- und Zinspolitik. Er hatte einen Stab von fähigen Chefbeamten nachgezogen, die Agenturen und zahlreiche Korrespondentenstellen gut besetzt.

Als Direktor von Sprecher 1946 die Kantonalbank verließ, stand diese vor dem Wege des Wiederaufblühens. Grundlegende Voraussetzungen zu weiterem Gedeihen und Aufbau waren trotz der Krise geschaffen. In Zeiten früherer Blüte wie auch der Not hatte sich Direktor von Sprecher bewährt, wofür ihm der öffentliche Dank gebührt.

Verdientermaßen konnte er einen langen Ruhestand genießen; in den ersten zwei Dezennien blieb er dabei keineswegs untätig. Zuletzt überschatteten späte Altersbeschwerden sein Leben. Er bleibt allen, die ihn gut kannten, in ausgezeichnetem Gedanken und Wertschätzung.

Silvio Giovanoli

Verwaltungsrichter Eduard Bachmann



Am 22. Februar 1976 ist in Landquart Verwaltungsrichter Eduard Bachmann im Alter von 63 Jahren mitten aus vielseitiger Tätigkeit heraus abberufen worden. Der Verstorbene war ein Mann von ungewöhnlichen Gaben und ungewöhnlicher Laufbahn. In Landquart in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, erlernte er den Beruf eines Kochs, um dann das Gasthaus «Rütli» zu übernehmen. Später baute er daneben einen Getränkehandel auf, heute ein modern eingerichtetes, stattliches Unternehmen unter der Leitung eines Sohnes.

Trotz der großen Arbeitslast, an der seine Gattin treulich mittrug, fand Eduard Bachmann noch Zeit

und Kraft für eine vielseitige Tätigkeit im Dienste der Öffentlichkeit. Während vieler Jahre leitete er die aufstrebende Industriegemeinde Igis-Landquart als weitsichtiger Präsident. Er vertrat den Kreis Fünf Dörfer im Großen Rat und war während Jahren Präsident der Demokratischen Kantonalpartei. Daneben war er führend tätig im Schoße gastgewerblicher und anderer Organisationen. Als Krönung seiner öffentlichen Wirksamkeit empfand der Verstorbene seine Wahl als Mitglied des neugeschaffenen Verwaltungsgerichts im Jahre 1968. Er hat bis zu seinem Tode dem Gericht als geschätzter und einsatzfreudiger Richter angehört.

Die Aufzählung der vielen Funktionen, die Eduard Bachmann im Verlaufe seines Lebens im Dienste der Mitmenschen erfüllte, müßte dem, der ihn nicht kannte, ein falsches Bild von der Persönlichkeit des Verstorbenen vermitteln. Er war nichts weniger als ein Streber, weder im Berufsleben noch in der Öffentlichkeit. Macht bedeutete ihm nichts. Obwohl eine kraftvolle Erscheinung, suchte er nie mit Äußerlichkeiten zu imponieren. Aber er war ein Mann, der überall, wo es nötig war, ohne Zögern selbst Hand anlegte, ruhig, ohne Hast, doch kräftig und zielbewußt. Ob er in der Sommerhitze irgendwo Harasse auf- und abzuladen oder ob er im Großen Rat ein Votum abzugeben hatte, immer war ihm eine natürliche Würde und Sicherheit eigen. Was er sagte, war knapp, klar und offen, nie verletzend, nie grob oder unsauber. Mit Hoch und Niedrig verkehrte er im gleichen Tone; er achtete den Mitmenschen wie jeder, der mit sich selber im reinen ist.

Als Behördemitglied, insbesondere als Gemeindepräsident, hatte sich Eduard Bachmann eine große praktische Verwaltungserfahrung und bemerkenswerte Rechtskenntnisse angeeignet, ohne aber darin aufzugehen. Er war ein Praktiker, der wußte, daß es ohne Theorie nicht geht, daß jedes menschliche Handeln, das über den Tag hinaus wirken soll, von höheren Wertmaßstäben getragen sein muß. Er hat von seiner weltanschaulichen, po-

litischen und religiösen Grundhaltung wenig geredet, sie aber im Alltag gelebt. Sorgen und Enttäuschungen, die ihm keineswegs erspart geblieben sind, behielt er für sich; Freude teilte er gern.

Was Edi Bachmann ganz besonders auszeichnete, war sein Pflichtgefühl. Stets war er bereit, eine Arbeit, die getan sein mußte, zu übernehmen und zu Ende zu führen, auch unter widrigen Umständen. War es so weit, pflegte er ohne Aufhebens und ohne auf Dank zu warten ins Glied zurückzutreten.

Der Verstorbene war ein ausgezeichneter Laienrichter. Das unvoreingenommene Abwägen der Argumente, die sachliche Aussprache in-

nerhalb des richterlichen Kollegiums lagen ihm. Er kannte dabei sehr wohl die Grenzen, die dem Nichtjuristen bei der Beurteilung schwieriger Rechtsfragen gezogen sind. Aber er besaß einen untrüglichen Sinn für die Tragfähigkeit einer Beweisführung, für die Logik eines juristischen Gedankenganges und vor allem für das, was im Ergebnis recht und billig ist.

Ein plötzliches Herzversagen hat Edi Bachmann unvermittelt seiner Familie, seinen Kollegen und seinen vielen Freunden entrissen. Mit Dankbarkeit blicken wir zurück auf das Leben dieses Mannes, der so wenig für sich selber verlangt und so viel für andere getan hat.

Wolf Seiler

Alt-Nationalrat Hans Meng



Die wenigsten unserer Leser werden sich an das politische Wirken des im vergangenen Frühjahr Verstorbenen zu erinnern vermögen. Es erstreckte sich dieses nur über eine kurze Zeit und fiel in die Jahre, die unserem Bewußtsein schon fast entschwunden sind: in die Jahre während und unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg. So kurz die öffentliche Tätigkeit Hans Mengs bemessen war und so wenig spektakuläre Züge sie aufwies, so ist ihrer doch in diesen

Blättern zu gedenken, denn die wenigen Jahre, die dem Verstorbenen eine politische Betätigung ermöglichten, waren von rastloser Bewegtheit, und die damaligen Ereignisse haben ihre tiefen Spuren in der politischen Geschichte Graubündens hinterlassen.

Hans Meng, geboren 11. Februar 1884, Bürger von St. Peter, aus einfachen Verhältnissen stammend, der jedoch höher strebte, schlug nach kurzer Mittelschulzeit die Beamtenlaufbahn ein und bestand eine Postlehre. Die Post bildete damals den Anziehungspunkt für viele Strebsame, denn sie bot gute Aufstiegsmöglichkeiten, und zwar nicht zuletzt in Graubünden, das in den Jahren vor dem Weltkrieg dank der Entwicklung seiner Hotellerie ein blühendes Verkehrsweisen aufwies — Handel und Wandel befanden sich in voller Entfaltung. Zugleich verlieh die Anstellung bei der Post die begehrte Sicherheit; die damalige Generation, Bauernsöhne zumeist, hatte lebendige Erinnerungen an zurückliegende Notzeiten und schätzte deshalb die Geborgenheit der staatlichen Krippe.

Auf dem Platz Chur wirkten damals viele tüchtige und strebsame Postanwärter und junge Beamte, unter ihnen auch Felix Koch. Der Tamin-

ser, fast gleichaltrig wie Hans Meng, Jakob Schmid und andere, fiel schon damals durch seine wachen geistigen Interessen und seine politische Streb- samkeit auf. Er konzentrierte sich nicht allein auf die beruflichen Gegebenheiten, sondern widmete sich nebenher tatkräftig den außerberuflichen, heute würde man sagen, den berufspolitischen Fragen seiner Zeit. Man sammelte sich und vertrat intern und nach außen die Berufsinteressen. Aber das leitete zugleich auch in die Politik über. Im Jahre 1909 fand in Chur die eidgenössische Postbeamten- tagung statt, und dem Lokalkomitee zur Organisation dieser Tagung stand Felix Koch vor. Zu seinen Mitarbeitern zählte auch Hans Meng. Die Tagung verlief erlebnisreich, und Felix Koch, der anlässlich dieser Tagung seine Organisationsgabe und sein Verhandlungsgeschick unter Beweis gestellt hatte, wurde ermuntert, sich in vermehrtem Maß den politischen Fragen seiner Zeit zu widmen. Sie interessierten ihn, aber noch ausgesprochener war sein Bedürfnis, die Lücken seiner Bildung zu füllen und sein stets waches Bedürfnis nach geistiger Horizonterweiterung zu befriedigen. Er war deshalb dem Vorschlag zugetan, der ihn als Sekretär der schweizerischen freisinnigen Partei nach Bern rief, wo ihm zugleich Gelegenheit geboten war, an der dortigen Universität Vorlesungen zu besuchen. Sehr rasch setzte sich Felix Koch in Bern durch, bestätigte sich als Erneuerer in der freisinnigen Partei, und schon nach wenigen Jahren gehörte er dem Nationalrat an.

Koch blieb mit seinen Churer Beamtenkollegen aber auch nach seinem Wegzug nach Bern verbunden und spornte nicht wenige seiner hiesigen Freunde ebenfalls zur politischen Be- tätigung an. Das schien ihm beson- ders in den Kriegsjahren und an- sichts der drängenden sozialen Pro- bleme, die diese aufwarfen, wichtig. Nach Auffassung des fortschrittlich denkenden Koch sollten möglichst viele Beamte sich neben ihrem Beruf politisch betätigen, um auf diese Weise dem Beamtenstand eine Mitentscheidung sowohl in den allgemeinen

Fragen als namentlich auch in den beamtenpolitischen zu ermöglichen.

Zu den Freunden Kochs, die seinem Ruf zur Mitarbeit Folge leisteten, gehörte in vorderster Linie Hans Meng. Seine Gefolgschaft wurde auf Seiten der freisinnigen Partei gerne gesehen. Schon in jungen Jahren war Meng populär; vor allem in Turnerkreisen konnte man ihn und schätzte sein lauterer Wesen. Seine Berufsfreunde aber vor allem halfen ihm zum politischen Aufstieg. Im Jahre 1917 wurde der junge Beamte von den Stimmbürgern des Kreises Chur in den Grossen Rat abgeordnet. Er war dort Mitglied der freisinnigen Fraktion, ein, wie es schien, zuverlässiger Liberaler.

In der Folge aber griff in Meng ein Umdenken Platz. Er neben vielen anderen litt unter der sozialen Bedrängnis der Kriegsjahre, die zum Teil Folge einer mehr als zugeknöpften eidgenössischen Wirtschafts- und Sozialpolitik war. Die Behörden hatten viel zu spät und mit nicht eben tauglichen Mitteln der sozialen Not zu steuern versucht; die Teuerung belastete einseitig die sozial minderbe- mittelten Schichten, die Lohnempfänger bekamen die Härten des Daseins am meisten zu spüren. Politischer Giftstoff sorgte zusätzlich für eine zunehmende Verbitterung der Arbeiter- klasse. Der daraus mündenden Radikal- isierung vermochte sich neben vielen anderen auch Hans Meng nicht zu entziehen. Er kehrte am Ende des Krieges und unter dem Schock des Generalstreiks seinen liberalen Freunden den Rücken und wandte sich den Sozialdemokraten zu. Freilich blieb er auch im roten Lager selbst ein Gemäßigter. Er verwarf alle Einseitigkeiten. Insbesondere den harten Kurs der ganz Linken, die mehr und mehr mit den Kommunisten liebäugelten, lehnte er ab. Seine politische Haltung ließ sich mit den früheren Grütlia- nern vergleichen, die noch immer, wenn auch in gelichteten Reihen, dem sozialistischen Lager angehörten. Aber das laute Wort führten in diesen Jahren der Wirrnisse die Radikalen. In Graubünden war deren Hauptsprecher der Advokat Dr. Hitz-Bay, der seine Direktiven von Zürich empfing. In den inneren Zwisten, die aus diesen

Gegensätzlichkeiten mündeten, war Hans Meng maßgebend und mäßigend beteiligt. Wenn es im sozialistischen Lager trotz allen Reibereien nicht zum unheilbaren Zerwürfnis und zur vollständigen Separierung der Marxisten und der Grütlia- ner kam, so hatten hiefür Männer von gemäßigtem Denken, ruhig besonnene Demokraten, das Hauptverdienst, allen voran aber Hans Meng. Zwischen ihm und dem Drahtzieher der extrem Linken kam es in der Folge anlässlich der Nationalratswahlen des Jahres 1919 zum entscheidenden Kräftemes- sen. Dr. Hitz war von früher her das Zugpferd der Sozialisten. Noch anlässlich der zwei Jahre zuvor abge- haltenen Nationalratswahlen hatte er eine hohe Stimmenzahl erreicht. Jetzt ging es darum, ob er, der inzwischen sich radikalisiert hatte, oder ein Ge- mäßigter das Rennen machen werde. Als solcher stand den Sozialdemokra- ten nur Hans Meng zur Verfügung.

Das Wahlergebnis gab den Ver- sönlichen recht: Meng schwang auf der sozialdemokratischen Liste, die einen Sitz zugeteilt erhielt, weit oben aus, er erhielt 6486 Stimmen gegen- über 5622, die auf Dr. Hitz fielen.

Hans Meng war damals Posthalter von Malans, wohin er von Chur ge- wechselt hatte. Als eidgenössischer Beamter verstand er jedoch dem verfassungsrechtlichen Wahlhindernis. Er hatte sich damit zu entscheiden, das Mandat anzunehmen oder auf seine Beamtung zu verzichten. Interes- santerweise trat diese Entscheidung aber nicht sofort an ihn heran. Und zwar dies deshalb nicht, weil gerade damals von den Gewerkschaften her eifrig die Wählbarkeit der Beamten in den Nationalrat propagiert wurde, und in der ersten Hälfte des Jahres 1921 wurde denn auch eine diesbe- zügliche Initiative eingereicht. In der Volksabstimmung vom 11. Juni 1922 wurde das Begehr jedoch verwor- fen. In der Zwischenzeit aber hatte der Bundesrat für gut befunden, die Frage der Vereinbarkeit des Hans Meng zugeteilten Nationalratsman- dates mit dessen Beamtung offen zu lassen. Erst im Frühjahr 1922 stellte er den Gewählten vor die Alternative.

So hatte Hans Meng in seiner Doppelstellung als Postbeamter und Nationalrat bis zum Frühjahr 1922 wirken können, ein geradezu einmaliges Ereignis. Auf die an ihn ergangene bundesrätliche Anforderung hin traf Meng sofort den Entscheid zugunsten seines Amtes. Damit schied er vorzeitig aus dem Nationalrat. Sein Nachfolger dort war, wenn auch nur für einige wenige Monate, sein radikaler Antipode Dr. Hitz, der sich nicht

scheute, den vakanten Sitz einzunehmen, obwohl er sich inzwischen mit seinen ehemaligen Freunden gänzlich überworfen hatte.

Hans Meng selbst verzichtete in der Folge auf eine weitere politische Tätigkeit. Den Abschluß seines beruflichen Wirkens fand er in Celerina, wo er während langer Jahre, von 1921 bis 1949, als Posthalter diente. Dort starb er hochbetagt am 6. März 1976.

Peter Metz

Vertrauten, dem er Aufgaben von erheblicher militärischer und vor allem persönlicher Bedeutung zuwies. Dank seiner Ausgeglichenheit und Ruhe, seiner Loyalität und seiner sprichwörtlichen Hilfsbereitschaft war Marguth der gute Geist in der Umgebung des Generals.

Nach dem Krieg trat Marguth in die eidgenössische Militärverwaltung (Chef des Personellen der Armee) ein, wo er mehreren Chefs mit seinem großen Wissen und mit treuer Hingabe diente. Besondere Obliegenheiten, die er dabei zu erfüllen hatte, waren die Betreuung der Schweizerischen Koreamissionen und die Ausbildungskurse für schweizerische Feldprediger. Mit der Entsendung einer schweizerischen Überwachungskommission für den Waffenstillstand in Korea im Jahr 1953 übernahm unsere Armee eine volkommen neuartige Aufgabe, für die wir keinerlei Erfahrungen besaßen. Dieser Einsatz stellte außergewöhnliche technische, administrative und vor allem auch menschliche Probleme, an deren Bewältigung Marguth großen persönlichen Anteil hatte. Mit viel Einfühlungsvermögen, organisatorischem Geschick und menschlichem Verständnis hat er die laufend abgelösten schweizerischen Koreamissionen betreut, die in ihm den stets hilfsbereiten und verständnisvollen Vater erblickten.

Große Verdienste hat sich Marguth auch um den Ausbau und die Modernisierung unserer Feldpredigerausbildung erworben. Die Armeeseelsorge war ihm eine Herzensangelegenheit; nicht zuletzt dank ihm wurde hier — ohne daß es mit großen Worten gefeiert wurde — eine christliche Ökumene verwirklicht, die als beispielhaft gelten darf.

Ende 1968 trat Marguth in den Ruhestand. Auch in den letzten Lebensjahren setzte er sich für verschiedene Aufgaben im Dienste der Gemeinschaft ein — es sei hier vor allem an sein Wirken im ökonomisch-gemeinnützigen Verein des Amtes Fraubrunnen erinnert, dem er mit Hingabe und innerer Überzeugung diente. Auch andern öffentlichen Organisationen, wie etwa dem Bauern-

Mario Marguth



Am 21. April 1976 ist im Schloßgut von Jegenstorf (Kanton Bern) Oberst Mario Marguth gestorben, ein Bündner, der seiner bündnerischen Heimat in Sprache und Lebensart zeitlebens die Treue gehalten hat. Marguth gehörte als einer der engen Mitarbeiter General Guisans und als späterer langjähriger Stellvertreter des Chefs des Personellen der Armee zu den prominenten Gestalten unserer Armee der letzten drei Jahrzehnte. Auch wenn sich seine Tätigkeit vor allem in der Stille des aufopfernden Dienstes vollzog, war sein verständnisvolles und getreues Wirken doch vielerorts deutlich spürbar. Im Jegenstorfer Schloßgut hat er als An-

gehöriger des persönlichen Stabs von General Guisan ein eigenes Heim gefunden, in dem er seit den letzten Kriegsjahren lebte.

Als Sohn eines Bündner Kaufmanns kam Mario Marguth am 30. Juni 1903 in La Spezia zur Welt. Er durchlief später die Schulen seines Heimatkantons und bestand die Maturität in der Kantonsschule Chur. An der Universität Zürich studierte er Germanistik und Geschichte und schloß seine Studien als Gymnasiallehrer ab. Vorerst arbeitete er im Landesmuseum in Zürich, wo er sich vor allem mit Fragen der Heraldik befaßte. Vom Jahr 1937 an war Marguth als Sekretär der Kommission für das Wehrwesen der Zürcher Landesausstellung tätig; hier trat er in engere Beziehungen zu den militärischen Problemen unseres Landes, die zeitlebens seine volle Kraft beanspruchen sollten.

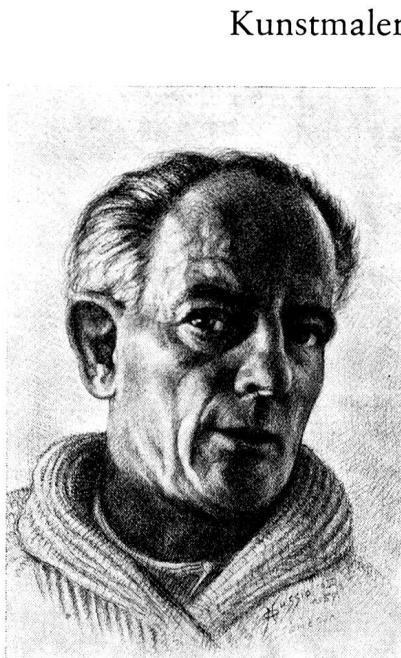
Den entscheidenden Schritt in seiner Laufbahn tat Marguth im Jahr 1940, als er in das Büro des Generals eintrat, womit er seine weitere Tätigkeit in den Armeestab verlegte. Als persönlicher Ordonnanzoffizier des Oberbefehlshabers verbrachte er die Jahre des aktiven Dienstes und auch längere Zeit darüber hinaus als persönlicher Mitarbeiter des Generals in dessen engster Umgebung. General Guisan schätzte diesen treuen, klugen und umsichtigen Offizier sehr hoch; er wies ihm bald nicht nur übliche Adjutantenfunktionen zu, sondern behandelte ihn als persönlichen

museum von Schloß Landshut oder dem Arbeitsausschuß für ein Schweizerisches Armeemuseum, kamen sein großes Wissen, seine Erfahrung und seine Einsatzfreude zugute.

Eine schwere Krankheit, die ärztliche Kunst zwar lindern, nicht aber heilen konnte, überschattete seine

letzte Lebenszeit. Sie verwies ihn immer mehr in die Stille seiner ländlichen Zurückgezogenheit. Hier ist er im Frühjahr 1976 seiner Familie und einem großen und dankbaren Freundenkreis entrissen worden.

H. R. Kurz



Kunstmaler Oscar Nussio

Ich begegnete Oscar Nussio vor ca. zehn Jahren in Poschiavo. Er stand an seiner Staffelei an einer Gassencke und malte. Wenn ich mich gut erinnere, so wiedergab er eine Dorfpartie, die zu den ältesten der Ortschaft gehört. Die Farben auf der Leinwand waren kräftig; das entstehende Bild zeichnete sich durch eine kernige Spannung der Proportionen und der Raumeinteilung aus. Die Türme, die Bauernhäuser und die grauen Dächer des Borgo offenbarten eine Ordnung, die nur der Künstler zu vermitteln vermag.

Das Gespräch, welches ich mit dem Meister hatte, drehte sich um die Malerei und um die Kunst im allgemeinen. Bei aller Anerkennung der

geschichtlichen Notwendigkeit der gegenwärtigen Kunst — und insbesondere der abstrakten Darstellungsweise — warnte er vor Pseudokünstlern, die die Abstraktion bloß als Täuschungsmittel für ihre künstlerische Unfähigkeit gebrauchen. Nussio beteuerte seine Treue zur «gegenständlichen Kunst» und gab offen zu, ein «Traditionalist» zu sein. Dieser Mut zur eigenen Standortsbestimmung durfte wohl auch seinen Grund darin haben, daß Oscar Nussio das ästhetische Schaffen jenseits der Modeströmungen sah. Ausschlaggebend für die Qualität des Kunstwerkes waren für ihn das künstlerische Erfassen der Dinge und das technisch-handwerkliche Können.

Zur gleichen Zeit, als ich Nussio traf, fand in Poschiavo eine Ausstellung seiner Bilder statt. Ich erwarb bei jener Gelegenheit ein Ölgemälde, eine Orchidee darstellend.

Seit jener Begegnung in Poschiavo sind etliche Jahre verflossen. Das Bild mit der Orchidee — als bleibendes Zeugungsprodukt des erschaffenden Menschen — erhellt aber fortwährend die Persönlichkeit des Meisters und des dargestellten Objektes.

Die Orchidee ist beinahe transparent wie Glas. Ihre Innenwelt widerstrengt sich im Lichte des Lebens, das mehr will und mehr bedeutet als alles «Vernünftige» der bloßen Technik und des bloßen praktischen Handelns.

Aber auch mit anderen Bildern Nussios, die man anlässlich zahlreicher

Ausstellungen betrachten konnte, verhält es sich nicht anders: Das «Bildnis der Lauretta Reggiani», die «Zeichnung eines Kindes», die «Kleine Statue mit Disteln», das «Selbstbildnis», die verschiedenen «Nature morte» usw. atmen Lebenskraft. Sie spenden einen gesunden Glauben an das Leben, ja sie bekräftigen — gemäß der Vision des Künstlers — den Willen zum Leben und die daraus folgende Bejahung aller Erscheinungen, welche das Streben nach Licht auszeichnet. Aber noch mehr: alle Situationen des Lebens (Staunen, Freude, Ruhe, Stille, Verträumtheit usw.) sind im Werke Nussios Ausschnitte, welche eine Welt erschaffen und das Unendliche erahnen lassen.

Oscar Nussio wurde am 17. Juli 1899 in Ardez geboren. Seine erste Kindheit verbrachte er in Genua und in Reggio Emilia. Nach bestandener Maturität besuchte er die Accademia delle Belle Arti von Brera in Mailand, und mit zwanzig Jahren begann er seine künstlerische Laufbahn. Er stellte wiederholt seine Werke aus, malte fortwährend mit einer erstaunlichen Lebenskraft und befaßte sich mit Fragen der Kunst und des Kunstausdruckes.

Seine erste Ausstellung konnte er in Zürich bei der Volksbank im Alter von sechzehn Jahren einweihen. Im Kongreßhaus in Zürich fanden 16 Ausstellungen seiner Gemälde statt. Die Pro Grigioni Italiano erwarb käuflich Werke des Künstlers und veranstaltete verschiedentlich Ausstellungen seiner Bilder.

Am 22. Mai 1976 wurde Oscar Nussio in Ardez zu Grabe getragen. Der Tod des Meisters kam unerwartet: seine Schaffenskraft und sein Schaffenswillen waren noch kurz vor seinem Hinschiede ungebrochen. Dem Arzt, der beim plötzlichen Unwohlsein des Meisters in aller Eile herbeigerufen wurde, sagte Nussio: «Herr Doktor, geben Sie mir eine gute Dosis Medizin, denn ich will genesen, leben und noch arbeiten.» Paolo Gir